

Ausgrabungen

Olympia — Troia — Limes — Haltern.

Vortrag gehalten im Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens zu Münster i. W. am 27. Februar 1902 von Prof. Dr. Friedrich Koepf.

Leider bin ich nicht in der angenehmen Lage des Redners in der vorigen Sitzung, Ihnen eine ganze Reihe fesselnder, auf eingehenden Studien beruhender Vorträge zu halten, um dann noch zu einer zweiten Reihe gedrängt zu werden. Ich muss mich auf ein Thema besinnen. Denn das örtlich beschränkte Stoffgebiet der hier üblichen Vorträge fällt nur an einer Stelle mit meinem Arbeitsgebiet zusammen — in Haltern. Und darüber, über die Ergebnisse unserer Ausgrabungen, sind Sie berechtigt, die Nachrichten von demjenigen zu erwarten, der die Verantwortung für diese Arbeiten in erster Linie trägt, so dass unsereinem nur Einzelheiten etwa übrig bleiben könnten, mit denen Sie wohl verschont sein wollen. Sie können nun freilich sagen, dass ich keinen Vortrag zu halten brauche, wenn ich nicht wisse worüber? Aber als Vertreter der Archäologie an unserer Akademie fühle ich doch dazu eine gewisse Verpflichtung und trage Bedenken, mich der freundlichen Aufforderung unseres Vorsitzenden dauernd zu entziehen.

Ich hatte nun einmal einen Gegenstand ins Auge gefasst, der zwar weder westfälisch noch neu ist, der aber doch dem Interessenkreis unseres Vereins einigermassen nahe steht, als ein hervorragender archäologischer Fund aus der Nachbarprovinz Hannover, der jedem Ausgräber auch in unseren Gauen als ein verheissungsvolles Beispiel schöner Möglichkeiten vorschweben mag, ein Fund, der jetzt, nach mehr als einem Menschenalter, sozusagen wieder aktuell geworden ist dadurch, dass er, lange vernachlässigt, nun endlich durch die Beamten des Berliner Museums von neuem zu Ehren gebracht und zum ersten Mal würdig veröffentlicht worden ist. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen den Hildesheimer Silberschatz in der Gestalt, die ihm wissenschaftliche Arbeit in den letzten Jahren gegeben hat, und in der Beleuchtung, die er durch einen neuen ähnlichen Fund, den Silberschatz von Boscoreale, gefunden hat, einmal vorzuführen. Aber die, wie ich wusste, vor Weihnachten, schon vollendete Prachtpublikation blieb hier länger als ich erwartet hatte, unzugänglich, und deshalb behalte ich mir dieses Thema, wenn es auf Ihre freundliche Teilnahme rechnen darf, für ein anderes Mal vor und beabsichtige, heute Abend eine Betrachtung anzustellen, die mit unseren Arbeiten in Haltern einen gewissen Zusammenhang und um derenwillen vielleicht einiges Interesse für Sie hat.

Ich möchte Ihnen sozusagen einen kurzen Überblick geben über die Entwicklung der „Wissenschaft vom Spaten“, bei der nun unser Verein in so erfolgreicher Weise beteiligt ist.

Die Wissenschaft der Archäologie feiert als ihren Begründer Johann Joachim Winckelmann, den Verfasser der Geschichte der Kunst des Altertums, die zuerst 1764 erschienen ist. Der Zweig der Archäologie, den wir

„die Wissenschaft vom Spaten“ nennen, ist aber erheblich jünger. Zwar reichen die Entdeckungen auf dem Boden der vom Vesuv verschütteten Städte weiter zurück, und Winckelmann selbst hat von ihnen, zuerst in dem berühmten „Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen an den Reichsgrafen Heinrich von Brühl“ 1762 und dann wiederholt, bedeutsame Nachrichten gegeben. Aber diese Ausgrabungen kann man wissenschaftliche Ausgrabungen nicht nennen. Dazu hat die Arbeiten in Pompeji eigentlich erst fast ein Jahrhundert später Giuseppe Fiorelli gemacht. Damals waren sie noch nicht viel weniger Raubbau als alle die früheren Scavi auf dem Boden Italiens, die der Welt wertvolle vielbestaute Denkmäler schenken mochten, aber deren einstigen Zusammenhang selten beachteten und oft zerstörten.

Auf den Namen wissenschaftlicher Arbeit aber können nur solche Ausgrabungen Anspruch machen, die sich nicht begnügen, mehr oder weniger wertvolle Funde dem Boden zu entreissen, sondern die sich zur Pflicht machen, ihm jede Auskunft abzuzwingen, die er irgend noch zu geben vermag, wemöglich nichts unbeobachtet zu lassen, jedenfalls nichts unbeobachtet zu zerstören. Freilich sind das Forderungen, die leichter gestellt als erfüllt werden, und die sich in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen haben, sind nur die traurigen Leute, die nachher nicht klüger sind als vorher. Aber schlimm ist es, wenn jener Raubbau auf Funde, die nur Museen füllen sollen, auch heute noch von solchen getrieben wird, die andere als Händlerinteressen haben sollten — und man munkelt, dass dergleichen auch auf westfälischem Boden noch vorkommt!

Auch die Ausgrabung zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, der die Münchener Glyptothek den Schatz der Ägineten verdankt, war von dem Ideal noch weit entfernt, und der gegenwärtige Verwalter jenes Schatzes ist jetzt gerade bemüht, zu ergänzen und gut zu machen, was noch gut zu machen ist. Man darf vielleicht vermuten, dass auch die Wiederherstellung des Mausoleums von Halikarnass, jenes Wunders der alten Welt, nicht heute noch, ein halbes Jahrhundert nach den Ausgrabungen der Engländer und der Überführung der Reste nach London, ein vielgelöstes, also ungelöstes Problem wäre, wenn jene Ausgrabungen alle Anforderungen, die wir heute stellen, erfüllt hätten. Aber diese Anforderungen sind eben auch vor fünfzig Jahren noch nicht gestellt worden!

Sie zu erfüllen, ja sie zu stellen, dazu bedurfte es nicht nur wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern auch so grosser Mittel, wie sie erst in neuester Zeit für derartige Aufgaben aufgewandt zu werden pflegen.

Wir dürfen wohl behaupten, dass Deutschland das erste Beispiel einer wahrhaft wissenschaftlichen Ausgrabung grossen Stils gegeben hat in Olympia, vielleicht gerade zum Teil deshalb, weil der Vertrag, der alle Funde den Griechen vorbehielt, die Ausgrabenden um so entschiedener auf den rein wissenschaftlichen Gewinn der Arbeit anwies.

Es war für die Wissenschaft gewiss ein Glück, dass Winckelmanns sehnlicher Wunsch nach Aufdeckung des denkmälerreichen heiligen Bezirks von Olympia damals nicht in Erfüllung ging. Wir erfahren aus einem Brief

an den berühmten Göttinger Philologen Heyne, dass eine Nebenabsicht der Reise nach Deutschland, die seine letzte werden sollte, war „eine Unternehmung auf Elis zu bewirken“. Zwar hatte er auch einen Kardinal ins Auge gefasst, der wenn er Papst werden würde, im Stande wäre, die Kosten einer solchen Unternehmung allein zu tragen: aber da der Ausgang des nächsten Konklave eine ungewisse Sache war, so plante er auch die Sammlung von Beiträgen, die wohl damals niemand eher hätte zusammenbringen können, als der berühmte Verfasser der Geschichte der Kunst des Altertums. Doch worauf es ihm bei seinem Plan in erster Linie und vielleicht allein ankam, das sehen wir aus der Bestimmung, die er schon erwog, dass von den Besteuernden „ein jeder Teil an den entdeckten Statuen bekommen würde“. Die Erforschung der Heiligtümer, in deren Bezirk man diese Skulpturen-schätze zu finden hoffte, würde gewiss zu kurz gekommen sein.

Winckelmann kam damals nicht über Wien hinaus. Vergeblich erwarteten ihn seine Verehrer in der Heimat. Goethe erzählt uns von der Ungeduld, mit der man im Kreise Oesers in Leipzig dem Kommen des grossen Mannes entgegensah. Aber ein unbezwingliches, geheimnisvolles Heimweh trieb Winckelmann nach Italien zurück, und ein rätselhaftes Geschick trieb ihn in Triest in sein Verhängnis, den Tod durch Mörderhand.

Der Gedanke aber, der ihn in seinen letzten Jahren so lebhaft bewegt hatte, blieb über seinen Tod hinaus lebendig. Mehr als fünfzig Jahre später taucht der Vorschlag wieder auf, durch Subskription die Mittel zur Aufdeckung von Olympia zu beschaffen; die Fundstücke sollten in Deutschland zu einem grossen Museum vereinigt werden, das zugleich ein würdiges Denkmal Winckelmanns werden sollte. Aber es blieb bei dem Vorschlag.

Wenige Jahre später, auch noch in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zog die französische „Expédition scientifique de Morée“ nach dem eben das Joch der Türken abschüttelnden Griechenland, und zu den vielen Aufgaben, die ihr gestellt waren, gehörte auch die Erforschung von Olympia. Der Geschichtsschreiber der Ausgrabung von Olympia, Rudolf Weil, hat die Expedition gegen die Vorwürfe, die oft, besonders in Frankreich selbst, ihr gemacht worden sind, in Schutz genommen. Nach seinem Zeugnis hat, „was in der knapp bemessenen Frist von sechs Wochen zu erreichen war, durch Abel Blouts Umsicht die Expédition erreicht“. Aber es war freilich wenig; unvollkommen genug blieb die Kenntnis des Zeustempels, die man damals gewann, und als der grösste Gewinn konnte es erscheinen, dass ein paar Metopen des Tempels nach Paris versetzt wurden.

Zu Anfang des Jahres 1852 hielt Ernst Curtius in der Singakademie in Berlin den berühmten Vortrag, der den eigentlichen, freilich langsam wirkenden Anstoss zur Erfüllung des Winckelmannschen Wunsches gegeben hat. Curtius schloss mit einem Hinweis auf jenen Wunsch Winckelmanns: „Von neuem wälzt der Alpheios seinen Schlamm über den heiligen Boden und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoss wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern!“

Unter den Hörern war des Redners einstiger Zögling, der spätere Kaiser Friedrich, und auch der König selbst. Nach dem Vortrag trat Friedrich Wilhelm auf Curtius zu und sagte: „da möchte man sich ja selbst mit der Sammelbüchse an die Thür stellen.“

Ob das gebildete Berlin von damals eine der Aufgabe entsprechende Summe hätte aufbringen können, selbst wenn der König in Person die Sammelbüchse gehalten hätte, darf man wohl bezweifeln. Gewiss ist, dass auf einen ein Jahr später ergangenen Aufruf, der wahrlich auch von berufener Seite, von Ludwig Ross, kam, aus ganz Deutschland 262 Thaler — sage und schreibe zweihundertzweiundsechzig Thaler! — zusammenkamen. Unser Herr Schatzmeister wird Verständnis dafür haben, in welchem Verhältnis diese Summe zu den Bedürfnissen einer Ausgrabung steht. Das Geld ist zu einem bescheideneren Zwecke verwandt worden.

Inzwischen klangen aber Curtius Worte weiter. Im August des Jahres 1853 kam aus dem Kabinet des Königs ein Schreiben an den damaligen Kultusminister, das den Plan ihm warm ans Herz legte. „Seine Majestät“ — heisst es darin, „verzichten zwar auf alle Hoffnung, für die Museen irgend erhebliche Funde zu machen, haben sich aber überzeugt, dass an keinem anderen Ort mit solcher Sicherheit und mit verhältnismässig so geringen Kosten erhebliche Resultate für Topographie und Geschichte der Architektur zu erlangen sind.“ Schon damals also war die Aufgabe in dem weiteren Sinne gefasst, in dem sie später ausgeführt werden sollte — freilich viel später! Dem Nachfolger Friedrich Wilhelms lagen andere Dinge mehr am Herzen, aber er behielt den Plan dauernd im Auge und half ihn fördern, bis endlich das geeinte Reich zu diesem grossen Friedenswerk die Mittel bereit stellte. Und auch die glückliche Ausführung begleitete der alte Kaiser mit seiner Teilnahme. Wert der Aufbewahrung ist ein Wort, das ich aus Ernst Curtius' eigener Erzählung kenne, und das uns diese Teilnahme und zugleich die edle Bescheidenheit des Kaisers in rührender Weise bezeugt: auf einem Hoffest trat er auf Curtius zu und sagte: „Nun, mein lieber Curtius, was gibt es neues in Olympia?“ — und bevor noch Curtius etwas antworten konnte, fügte er hinzu: „Da können Sie mir freilich dasselbe sagen, was mir einmal Argeander (der berühmte Astronom war in den Tagen von Memel der Spielgefährte des Prinzen Wilhelm gewesen) auf die Frage „Was gibt es neues am Himmel?“ geantwortet hat: „Ja, kennen Majestät denn das Alte?“

Freilich war es nicht zu verlangen, dass ein Kaiser von dem Neuen, das die durch sechs Jahre fortgesetzten Ausgrabungen brachten, eine mehr als flüchtige Kenntnis nahm.

Auch wir wollen uns hier keineswegs mit den Funden befassen — weder mit den Skulpturen des Zeustempels, die allen eine herbe Enttäuschung brachten, die Verwandte der Parthenonskulpturen erwartet hatten, noch mit jener herrlichen, kühn erfundenen Nike des Paionios, der Ahnfrau aller Siegesgöttinnen, die bis auf den heutigen Tag in Erz und Marmor gebildet worden sind, noch mit dem Hermes des Praxiteles, an dem wir erfahren haben, welch

himmelweiter Unterschied ist zwischen dem Werk, das aus eines grossen Künstlers eigener Hand hervorgegangen ist, und all den Kopien nach denen wir uns bis dahin von seiner Art eine Vorstellung zu machen versucht hatten. Von all dem nichts. Nur davon will ich sprechen, dass hier in Olympia wie nirgends zuvor die Ausgrabenden sich das Ziel setzten, das Nebeneinander der Funde in ein Nacheinander zu verwandeln, in die Geschichte der einzelnen Denkmäler wie des ganzen heiligen Bezirks einzudringen.

Steckt man so sich das Ziel, dann hört die Arbeit des Ausgrabens erst auf, wenn der Spaten die letzte Kulturschicht durchbrochen, die „terra vergine“, den unberührten gewachsenen Boden erreicht hat. Wie viel grösser muss da die Gefahr des Zerstörens sein, als wenn der Spaten vor jedem Stein aus dem Altertum ehrfurchtsvoll Halt macht! Wie viel mehr ist der Forscher gezwungen, sich alle möglichen Fragen auf dem Ausgrabungsfelde selbst vorzulegen und sie gleich auf der Stelle zu beantworten, statt sich mit seinen Aufnahmen und Plänen in die Stille seiner Studierstube zurückzuziehen, wo so viele Fragen gar nicht mehr gestellt, geschweige denn beantwortet werden können.

Ernst Curtius hat selbst das Bild der Geschichte von Olympia entworfen, und das Glück, das ihn durchs Leben begleitet hat, weil er es in sich trug, hat es freundlich gefügt, dass der Tod dem Achtzigjährigen erst dann die Feder aus der Hand nahm, als eben der letzte Satz des Werkes, das ihm so sehr am Herzen lag, geschrieben war.

In Olympia hat man aber auch gelernt, dass nicht nur Erz und Stein eine deutliche Sprache sprechen; man hat gelernt, auch das vergängliche Material, auch Lehm und Holz zu zwingen, uns noch Rede zu stehen und in schwachen Spuren uns noch Zeugnis zu geben von dem, was einst gewesen ist.

In Olympia ist der Mann vom Ingenieur zum Archäologen geworden, dem die Ausgrabungswissenschaft soviel verdankt wie keinem zweiten: Wilhelm Dörpfeld. Keine Ausgrabung wird heute im Orient zu Ende geführt — sei es von Griechen oder Franzosen, von Engländern oder Amerikanern — ohne das Dörpfelds Rat und Urteil angerufen wird, und keine wohl hat er besucht ohne erhebliche Förderung der Sache. Auch wir dürfen nicht vergessen, dass wir wenigstens mittelbar durch die Leistungen gefördert worden sind, denen Dörpfeld seine internationale Autorität verdankt.

Jede Wissenschaft mag ihren eigenen Massstab für die Leistungen zu haben scheinen, und bei der einen erscheint mehr, bei der anderen weniger auch das Grosse leicht, weil es so einfach aussieht. In der praktischen Archäologie gibt es keine grössere, keine weiter reichende Tat, als Dörpfelds Herstellung des alten Heratempels von Olympia. Freilich gehörte nicht mehr als scharfe Beobachtung und scharfsinnige Kombination dazu, um zu erkennen, dass hier nur der steinerne Sockel eines im übrigen aus ungebrannten Ziegeln und Holz errichteten Gebäudes erhalten war, dessen Holzwerk das Feuer zerstört, dessen Ziegel der Regen danach zu einer unförmlichen Lehmmasse auf-

gelöst hatte, die die ganze Ruine bedeckt, und dass die Verschiedenheit der erhaltenen steinernen Säulen, die man danach ganz verschiedenen Jahrhunderten zuweisen muss, sich dadurch erklärt, dass die Holzsäulen des alten Baues je nach Bedarf durch Steinsäulen allmählich ersetzt worden sind, so dass im zweiten Jahrhundert n. Chr. der griechische Reiseschriftsteller Pausanias noch eine Holzsäule an dem Gebäude sah, wie er ausdrücklich sagt, ohne uns die Erklärung dafür zu geben. Nur scharfe Beobachtung und scharfsinnige Kombination gehörte dazu; aber was ist es anderes, woraus die grossen Entdeckungen der Naturwissenschaften erwachsen?

Jedenfalls dürfte es schwer sein, im Gebiet der Altertumswissenschaft eine Arbeit zu finden, die sich an fruchtbarer Wirkung mit Dörpfelds kurzem Aufsatz messen könnte, der das Glanzstück der Ernst Curtius zum siebzigsten Geburtstag dargebrachten Festschrift bildet.

Diese — aber nicht nur diese — in Olympia erworbene Einsicht war es, die Dörpfeld alsbald zu den Ausgrabungen des Mannes mitbrachte, der zu Anfang der siebziger Jahre auch nach dem Lorbeer der Olympischen Ausgrabung gegriffen, inzwischen aber auf anderem Boden noch glänzenderen Erfolg davon getragen hatte, zu den Ausgrabungen Heinrich Schliemanns.

Wenn mit dem Jahre 1882 „Heinrich Schliemanns Arbeiten und Arbeitsergebnisse eine andere Physiognomie erhalten“, so ist das dem Eintreten Dörpfelds zu verdanken, der nach dem Abschluss der Ausgrabungen von Olympia von Schliemann zur Teilnahme an neuen Untersuchungen auf dem Hügel von Hissarlik damals gewonnen wurde. Mit Recht sagt Schliemanns Biograph: „Es ist wohl das schönste Zeugnis für Schliemanns wissenschaftlichen Scharfblick, dass er, jetzt der gefeierte Entdecker der Schätze von Troja und Mykenae, die Lücke erkannte, welche bei seinen Forschungen geblieben war“, und sein Glück und seine Menschenkenntnis „hat sich darin in ausserordentlicher Weise bewährt, dass er den richtigen Mann für die schwierige Aufgabe zu finden wusste“, die gerade die Ausgrabung in Troja bot. Dörpfeld klärte gleich damals trotz aller Schwierigkeiten, die der Grossmeister der kaiserlich ottomanischen Artillerie aus Besorgnis für die Sicherheit der nahen Dardanellenfestungen seiner Arbeit machen liess, das Labyrinth der bis dahin aufgedeckten Mauern auf; das letzte und wichtigste Geheimnis freilich gewann er erst später und zum besten Teil nach Schliemanns Tod, dem schier unerschöpflichen Hügel von Hissarlik ab.

Zwei Jahre später wurde Dörpfeld wieder zum guten Genius Schliemanns, der auf der Suche nach goldreichen Gräbern, wie er sie in Mykenae gefunden hatte, eben im Begriff stand, den Palast zu zerstören, der, erkannt als das, was er war, und freigelegt, die beste Veranschaulichung des homerischen Palastes, ein wertvollerer Fund war als mancher Goldschatz. Das letzte grosse Buch Schliemanns, das Werk über Tiryns, enthält, dank Dörpfelds Mitarbeit, von allen das meiste Dauernde. Schliemann selbst hatte davon ein Gefühl: als er mir zum Dank für einen kleinen Beitrag 1885

bei meinem Abschied von Athen ein Exemplar seines eben fertiggestellten Werkes schenkte, sagte er: „Dies Buch wird ein langes Leben haben.“

Wenn man die augenfällige Übereinstimmung dieses Palastes mit der homerischen Schilderung sah, so musste man Bedenken tragen, in der zweiten, der „verbrannten Stadt“ von Hissarlik noch länger das homerische Ilion zu sehen, da ihre Kulturreste offenbar weit älter und primitiver waren. Schliemanns letzte Grabung in Hissarlik bahnte dann die Erklärung dieses Rätsels an und Dörpfeld führte sie zu Ende, nach des Unermüdlichen vorzeitigen Tod. Es stellte sich heraus, dass der Hügel von Hissarlik auch eine Epoche erlebt hatte, deren Reste — Mauern und Scherben — den Funden von Tiryns und Mykenae entsprachen. Diese Epoche repräsentierte natürlich das homerische Ilion; und zwischen ihr und der sogenannten zweiten Stadt lagen nicht weniger als drei Ansiedlungsperioden. Wenn schon jene sechste Stadt in die zweite Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends gesetzt werden musste, so rückte die zweite Stadt in nebelhafte Ferne. Aber wo in aller Welt bot sich eine lehrreichere Gelegenheit, die Geschichte menschlicher Siedelung bis in so graue Vorzeit zu verfolgen, als auf diesem unscheinbaren Hügel, der durch Jahrtausende eine rätselhafte Anziehungskraft bewährt hatte! Dafür dass die dem Archäologen wichtigste, die von Schliemann vor allem gesuchte Periode der Besiedelung so spät erst zum Vorschein kam, fand sich eine sehr einfache Erklärung: als zu römischer Zeit grosse Bauten auf der altgeheiligten Höhe errichtet wurden, hatte man die Schuttmassen auf der Kuppe des Hügels entfernt, so dass hier, wo Schliemann bis dahin ausschliesslich gegraben hatte, die Reste mehrerer Perioden ganz verschwunden waren (Troja 1893 S. 35.); vor den Toren der zweiten Stadt fanden sich aber wohl erhalten Mauern und Türme der sechsten weiter ausgreifenden Stadt neben den Quadermauern römischer Fundamente (Troja 1893 S. 7 u. 49).

Für den, der das Knäuel von Hissarlik glücklich entwirrt hatte — von dem ein Blick auf Dörpfelds 1893 aufgenommenen Plan, der ja freilich die verschiedenen Schichten durch verschiedene Farben reinlich sondert, eine Vorstellung geben kann — für den konnte es kaum noch ein unlösbares Problem verwandter Art geben. Jedenfalls lernte Dörpfeld hier und lernten andere dann von ihm eine Peinlichkeit der Beobachtung, die man vorher nicht gekannt hatte. Vielleicht darf man es als ein Glück preisen, dass jene zweite Stadt von Hissarlik so lange fälschlich den Nimbus des homerischen Ilion genossen hat, weil andernfalls vielleicht die Archäologen sie als „prähistorisch“ früher würden beiseite geschoben haben.

Auch das war hier zu lernen gewesen, was Schliemann in die Worte zu kleiden liebte: „Die Topfscherben sind das Füllhorn archäologischer Weisheit“, und mit Recht begrüßte Schliemann die erste mykenische Bügelkanne als die „Leitmuschel in der Chronologie der trojanischen Altertümer“. Die Leitmuschel in der Topographie der mykenischen Kultur sind die Topfscherben gewiss nicht minder geworden, nachdem Loescheke, auch unser Mitarbeiter in Haltern, und Furtwängler sich das grosse Verdienst erworben hatten, neben den glänzenden Goldfunden der

mykenischen Gräber, die alle Blicke auf sich lenkten, diese bescheideneren und doch in ihrer Art nicht minder vollendeten Denkmäler der Keramik zur Geltung zu bringen. Aus dem Werk über die mykenischen Vasen haben die Forscher auch auf ganz anderen Gebieten gelernt. Spottend nannte man vor Jahrzehnten das Archäologische Institut in Rom wohl „Istituto dei vasi“, wegen der grossen Rolle, die die griechischen, früher für etruskisch geltenden Vasen in seinen Arbeiten spielten: aber im Grunde ist doch die Wissenschaft der Keramik erst mit der Wissenschaft der Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten erwachsen. In Haltern haben wir ihren Nutzen reichlich erfahren, da sich einer der besten Kenner des hier in Betracht kommenden Zweiges, Ritterling, unserer Funde angenommen hat.

Wollte ich Ihnen einen Überblick geben über den Gewinn, den unsere Kenntnis der alten Kunst durch die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte erfahren hat, so wäre noch eine lange Reihe ergebnisreicher Unternehmungen zu nennen, in denen sich ein friedlicher Wettstreit aller Nationen in allen Ländern des Kulturgebietes entfaltet; ich müsste Sie nach Athen und Rom, nach Delos und Delphi, nach Ephesos und Milet, nach Magnesia und Priene, nach Samothrake und Kreta — und wohin noch alles! — führen: ich würde vor allem auch von den Erfolgen Carl Humanns und Alexander Conzes zu sprechen haben, von den Funden von Pergamon, die seit wenig Monaten endlich in dem für sie errichteten Neubau auf der Berliner Museumsinsel zu besserer Geltung kommen; ich würde von diesen Ausgrabungen um so lieber sprechen, da ich daran eine Zeitlang persönlichen Anteil habe nehmen dürfen. Aber unter dem Gesichtspunkt, um den es sich mir heute Abend hier handelt, tritt die Bedeutung der Ausgrabung in Pergamon und die aller anderen späteren Unternehmungen gegen die von Olympia und Troja zurück, und ich darf auch wohl diesen Zuhörerkreis nicht allzulang in so weite Fernen führen.

Lassen Sie uns nun sehen, wie die im Orient erworbenen Erfahrungen in den Dienst heimischer Aufgaben gestellt worden sind.

Die archäologischen Aufgaben unserer deutschen Heimat sind lange Zeit von den zünftigen Archäologen vernachlässigt worden, und auch die staatlichen Aufwendungen blieben weit zurück hinter denen für die Denkmäler der klassischen Länder.

Das ist jetzt anders geworden. Vielleicht ist es kein Zufall, dass der, der von allen Archäologen ausserhalb der grossen Arbeitsgenossenschaft des Limeswerks am meisten dazu getan hat, dass es anders wurde, gerade der Verfasser des Buches über „Schliemanns Ausgrabungen“ ist. Ich bezweifle nicht, dass auch Carl Schuchhardt in seiner Ausgrabungstätigkeit sich als Schüler Dörpfelds bekennen würde. Schuchhardts Verdienste um die Denkmäler Hannovers sind Ihnen bekannt, und ich brauche sie kaum durch die Vorführung des letzten Heftes seines „Atlas“ Ihnen ins Gedächtnis rufen. Sie wissen vielleicht, dass ein ähnliches Werk für die Befestigungen Westfalens zu den ersten Plänen unserer Altertumskommission gehört hat, Sie wissen gewiss, dass Schuchhardt durch die Untersuchung des Dolberger Lagers und der Bumansburg den Weg zu den Ausgrabungen bei Haltern

gebahnt und diese dann selbst eingeleitet hat. Keiner hat vor Schuchhardt so wie er die in den klassischen Ländern ausgebildete Untersuchungsmethode auf die altgermanischen und mittelalterlichen Anlagen angewandt: der das siebente Heft des Atlas eröffnende Aufsatz „Volksburg und Herrensitz“ ist eine schöne Probe der Ergebnisse, die ihm bei dieser Arbeit zugefallen sind.

Aber auch das gewaltigste Römerwerk auf deutschem Boden hat bis in diese letzten Jahre auf eine gründliche Untersuchung warten müssen. Nachdem das Deutsche Reich das grosse Friedenswerk der Aufdeckung von Olympia unternommen hatte, versuchte Theodor Mommsen, Mittel des Reiches auch für die Erforschung des römisch-germanischen Limes flüssig zu machen. Zunächst vergeblich: man schien auf die zersplitterte Arbeit lokaler Vereine mit grossenteils ungeschulten Kräften, soweit überhaupt etwas geschah, angewiesen bleiben zu sollen und musste wie dem Engländer James Yates so auch dem Oberst von Cohausen für den Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des ganzen Grenzwalls dankbar sein.

Endlich aber, 1890 am Winkelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin, konnte Mommsen ankündigen, dass es erneuter Bemühung, insbesondere auch unseres damaligen Kultusministers, gelungen sei, die fünf beteiligten Staaten für den Plan gemeinsamer Arbeit zu gewinnen. Dann wurde zuerst in den Etat des Reichsamts des Innern für 1892—93 eine erste Rate zur wissenschaftlichen Erforschung des rätischen und obergermanischen Limes eingestellt und vom Reichstag bewilligt, und die Reichslimeskommission mit ihren Dirigenten und Streckenkommissaren begann ihre Tätigkeit. Jetzt ist diese Tätigkeit dem Abschluss nahe. Eine stattliche Reihe von Lieferungen der grossen Publikationen liegt bereits vor — einstweilen nur von der Bearbeitung der Kastelle ein Teil. Viele Hände sind bei der Arbeit gewesen auf der über 500 km langen Strecke von der Donau bei Hienheim bis zum Rhein bei Rheinbrohl. Die Aufgabe der Dirigenten war es, die vielen Hände zu leiten. Dirigenten waren es anfangs zwei — ein militärischer, Generalleutnant z. D. von Sarwey, und ein archäologischer, Museumsdirektor Hettner; später trat zu ihnen als dritter Professor Fabricius. Hettner und dann Fabricius haben alljährlich im Anzeiger des Archäologischen Instituts einen zusammenfassenden Bericht über die Ergebnisse der Arbeit gegeben, während die Einzelberichte der Streckenkommissare ohne systematische Ordnung in einer eigenen Zeitschrift, dem Limesblatt, veröffentlicht wurden.

Diese vorläufigen Veröffentlichungen gewähren uns einen lehrreichen Einblick in die Werkstatt der Arbeitenden, sozusagen, in ihr eigenes Lernen an der Arbeit, in das Auftauchen, Auswachsen und Wechseln der Probleme, wie die endgiltige Publikation ihn schwerlich noch gestatten wird. Zwar sieht man auch beim Durchblättern der vorliegenden Lieferungen des grossen Werkes noch ein Fortschreiten, man bemerkt z. B., wie der Keramik immer grössere Aufmerksamkeit geschenkt wird, wie die Gefässprofile auf den Tafeln sich mehren, aber je weiter die Arbeit vorangeht, um so weniger ist zu er-

warten, dass noch neue Gesichtspunkte sich darbieten, und die Hauptfragen müssen beim Aufhören der Arbeit im Gelände alle gestellt und soweit als möglich beantwortet sein.

Mommsen hatte in seiner Denkschrift für den Reichstag die Aufgabe skizziert.

Wir unterscheiden den rätischen Limes, der, 175 km lang, von der Donau bei Hienheim, westlich von Regensburg, bis nach Lorch östlich von Stuttgart zieht: im Grossen und Ganzen eine mit Türmen besetzte Mauer, hinter der Kastelle liegen, und den obergermanischen Limes, der, 320 km lang, von Lorch bis Rheinbrohl reicht: im Grossen und Ganzen ein Erddamm mit davorliegendem Graben und Kastellen und Wachttürmen dahinter, nur unterbrochen, wo zwischen Miltenberg und Grosskrotzenburg auf 46 km der Main die Grenze bildet, wie die Donau unterhalb Hienheim und der Rhein unterhalb Brohl. Weniger bekannt als der obergermanische Limes selbst war die dahinter liegende sogenannte Mürlinglinie, eine Kette von Kastellen und Wachttürmen zwischen Neckar und Main.

Eine literarische Überlieferung über diese gewaltige Grenzsperrung gibt es eigentlich nicht. Wir hören nur, dass Hadrian „die Grenzverteidigung im ganzen Reiche revidierte und an sehr vielen Stellen, wo die Barbaren nicht durch Flüsse, sondern durch limites vom Römerreich geschieden waren, Pfahlsperren anlegte: „per ea tempora et alias frequenter in plurimis locis, in quibus barbari non fluminibus sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis atque connexis barbaros separavit“, und wir wissen, dass Augustus nach der Varusschlacht auf den Plan der Verschiebung der Grenze von Rhein und Donau bis zur Elbe verzichtet, und dass Claudius die letzten Besatzungen vom rechten Rheinufer im Jahre 47 zurückgezogen hat, dass dann aber unter den flavischen Kaisern ein Streifen des jenseitigen Gebiets, nicht am Niederrhein aber am Ober- und Mittelrhein und an der oberen Donau, dem römischen Reich in formeller Weise einverleibt und mit Besatzungen belegt worden ist. Von Domitian heisst es damals: „limitibus per centum viginti milia passuum actis non mutavit tantum statum belli, sed et subiecit dicioni suae hostes, quorum refugia nudaverat“.

Die Feststellung von Zeit und Zweck der grossen scheinbar einheitlichen Anlage, sowie die Erforschung ihrer Einrichtung im Einzelnen und die Ausscheidung etwaiger älterer Teile, die mit den Anlagen Domitians identifiziert werden könnten, musste man als die Aufgabe der archäologischen Untersuchung ansehen. Wenig war es, was bereits geschehen war, im Vergleich zu dem, was noch zu tun blieb, insbesondere in Betreff der Hauptfragen, die das Ganze angingen.

Schon nach der ersten Herbstkampagne konnte der Bericht vom 22. November 1892 sagen: „Über die Bauart des Limes, seinen Übergang über die Täler und die Lage der Türme wurden neue Gesichtspunkte gewonnen. Die Erweiterungsbauten der Kastelle, die an nicht weniger als vier Punkten beobachtet wurden, gewähren, wie die doppelten Kastelle an einem und demselben Ort, einen ungeahnten Einblick in die Geschichte der römischen Grenz-

befestigung. Für die Erkenntnis der Innenbauten der Kastelle, die bei den bisherigen Grabungen meist vollkommen unberücksichtigt blieben, ist schon ein erhebliches Material gewonnen worden. Inschriften und Militärdiplome sind zum Vorschein gekommen, die uns die alten Namen der Ortschaften lehren und über die Besatzungen und die Zeit der Kastellbauten Aufschluss geben.“ Doch dies mochten immerhin Einzelbeobachtungen scheinen, wie sie sich auch bei früheren Untersuchungen hier und dort ergeben hatten. Das zweite Jahr aber brachte eine die ganze Anlage angehende und die Gemüter der Limesforscher aufregende Entdeckung in der zuverlässigen Feststellung eines vor dem Limesgraben, bezw. der Limesmauer hinlaufenden Gräbchens und in der vermeintlichen Erkenntnis seiner Bedeutung. Die Entdeckung war eigentlich nicht neu, da schon vor siebzig Jahren ein vor der rätischen Mauer herlaufendes Gräbchen beobachtet worden war, und Wolff und Dahm — unser Mitarbeiter in Haltern — dann auch vor dem obergermanischen Limes ein Gräbchen nachgewiesen hatte. Aber diese Beobachtungen waren teils in Frage gezogen, jedenfalls nicht in der erwünschten Weise verallgemeinert worden. Nun aber war die Feststellung des Gräbchens im hohen Taunus durch Soldan Anlass, jene früheren Beobachtungen nachzuprüfen, und die blendende Erklärung, die Baurat Jacobi — der bekannte Verwalter der Saalburg — unter dem Beifall Mommsens der Tatsache gab, rückte „das Gräbchen“ für einige Zeit in den Vordergrund des Interesses. Jacobi „fand teils in der Richtung des Gräbchens, teils unmittelbar neben demselben mehrere Fuss unter der Oberfläche eine bald geschlossene, bald unterbrochene Reihe von Steinen, und unter den Steinen mehr oder weniger häufig Scherben von gewöhnlichen Ton oder Sigillata, Bruchstücke von Ziegeln und Mühlensteinen, abgerollte Kieselsteine, wie sie im Gebirge nicht vorkommen, ferner Sandsteine, Quarzkrystalle, Schiefer, Rötel, die sämtlich dem Taunus fremd sind, ausserdem eiserne Nägel und Eisenstücke, angekohltes Holz und Asche. Die Scherben erhoben den römischen Ursprung dieser Anlage über jeden Zweifel und die Bedeutung derselben wurde von Jacobi sofort erkannt. Diese auf eine Länge von mehreren km im Gräbchen nachgewiesene Steinsetzung konnte nach seiner Ansicht keinen anderen Zweck haben, als den der Absteinerung der Grenze. Die Beigaben, welche sich unter den Steinen fanden, waren die geheimen Erkennungszeichen (signa), deren die römischen Feldmesser Erwähnung tun.“ (Archäol. Anzeiger 1893 S. 170).

Der Berichterstatter schätzte die Entdeckung hoch ein. „Sie lehrt, was bisher mehrfach bezweifelt wurde — dass die Grenze des römischen Gebiets mit der Militärgrenze zusammenfällt. Sie gibt uns für die Limesforschung selbst ein wichtiges Hilfsmittel an die Hand, denn es wird oft möglich sein, das Gräbchen mit der Absteinerung oder mit den Holzresten zu finden, wo Mauer und Wall vollständig verschwunden sind, und vielleicht kann sie auch die Frage zur Entscheidung bringen, ob einmal das römische Reich an der Mümlinglinie geendet hat. Und über die deutsche Limesforschung hinaus wird diese Entdeckung nicht nur die gleichartigen Limesforschungen in anderen Ländern befruchten, sondern sie wird auch Untersuchungen veran-

lassen, ob nicht wie die Reichsgrenze, so auch Gau- und Eigentumsgrenzen noch aufzufinden sind.“

So schrieb Hettner gegen Ende des Jahres 1893. Heute glaubt weder er noch sonst jemand von den Beteiligten, ausser dem Urheber des Gedankens selbst, an die Jacobische Erklärung des Gräbchens. Und das wird dem Eintreten der durch Olympia und Troja belehrten Archäologie in die Limesforschung verdankt.

Wohl legt man noch heute unter die Grenzsteine unverwesliche Gegenstände, um bei zufälliger oder böswilliger Verrückung dennoch den Standort feststellen und um den Grenzstein von einem beliebigen anderen Stein unterscheiden zu können. So tat man auch im Altertum. Aber die Übertragung dieser signa auf den limes perpetuus scheint sich nicht von selbst zu verstehen, und die Vorstellung einer unsichtbaren Grenze, durch die bei etwaigen Grenzstreitigkeiten die Entscheidung herbeigeführt werden sollte, erscheint wunderlich: man denke sich das Römerreich in einem solchen Grenzstreit mit den freien Germanenstämmen! Mit Recht sagt Mommsen, „dass der limes perpetuus lediglich unterirdisch markiert worden ist, glaube ich nicht. Unsere gromatische Überlieferung kennt die unterirdische Grenzbezeichnung nur in Verbindung mit der sichtbaren als deren Verstärkung; es wird dies wie für die termini so auch für den limes perpetuus gelten.“ Nachdem aber Jacobi, dieser Forderung Mommsens entgegenkommend, auch sichtbare Grenzsteine gefunden hatte, verlor seine unsichtbare Grenze im Grunde den Zweck und damit die Wahrscheinlichkeit. Doch eine Entdeckung, der, trotz jenes Einwurfs, Mommsen seinen gewichtigen Beifall geschenkt hatte, konnte erst als beseitigt gelten, wenn die Tatsachen, auf die sie sich gründete, eine andere Erklärung gefunden hätte. Man muss zugeben, dass dieser anderen Erklärung Jacobi selbst durch gewissenhafte Beobachtungen den Weg gebahnt hatte, auf dem andere — vor allem Loeschcke — dann weiter geschritten sind.

Die sogenannte „Absteinung“ fand sich nicht überall, die vermeintlichen „signa“ ebensowenig; an manchen Stellen fand man noch angekohlte Holzpfähle in dem Gräbchen stehend vor; an einer Stelle im Odenwald, in einem kleinen Felsenmeer, trat an die Stelle des Gräbchens eine Mauer — doch ein sonderbarer Ersatz für ein „unsichtbares Gräbchen“. Auch vor der Mümlinglinie fand sich die vermeintliche Grenzmarkierung, während die vorhandenen Bauten dieser Linie nach den Funden erst zu einer Zeit errichtet worden sind, als auch die Kastelle der vorderen Linie schon im Gebrauch waren, so dass das Gräbchen die Reichsgrenze hier nicht bezeichnet haben kann. Auffällig waren die Unterbrechungen des Gräbchens, die hier und dort, wenn auch nicht häufig, nachgewiesen wurden, bedenklich die Abweichungen von dem Zug des Walles oder der Mauer — wie durfte die eigentliche Reichsgrenze hinter die Befestigung zurücktreten?

Ich will mich kurz fassen: In Jacobis geheimem Gräbchen hat überall eine Palissade gestanden, und diese Palissade hat, seitdem sie bestand, alle Zeit einen unentbehrlichen Teil der Grenzwehr beim germanischen

Limes gebildet, hat nirgends gefehlt, wo nicht, wie an jener Stelle im Odenwald, eine Steinmauer sie vertritt. Am rätischen Limes ist diese ursprünglich auch überall vorhandene „Holzmauer“ durch die Steinmauer ersetzt worden — deshalb wurde beim Bau der Mauer die Palissade herausgenommen, sodass der Graben, in dem sie gestanden hatte, offen lag; deshalb konnte hier der Graben bald vor, bald hinter der Mauer liegen, während das Verhältnis bei der germanischen Walllinie niemals wechselt, und an einer Stelle im Taunus, wo Wall und Graben verlegt wurden, auch die Palissade verlegt worden ist, an einer anderen Stelle, wo Wall und Graben fehlen, die Palissade besonders stark erscheint.

Schliesslich also hat sich das als sicher herausgestellt, was Oberst von Cohausen als ganz unmöglich bezeichnet hatte, dass die ganze Grenze einmal mit einer Palissadierung besetzt war: „ein militärisch und technisch so monströser Gedanke, dass er nur von den diesen Anschauungen fernstehenden erdacht worden sein kann“. Aber der Gedanke war ja freilich gar nicht von einem müssigen Philologen erdacht, sondern als von Hadrian ausgeführt ausdrücklich bezeugt.

Dem vierten Ausgrabungsjahr „geben, wie der Bericht sagte, die Untersuchungen über die sogenannten Begleithügel“ die Signatur. Die Erklärung dieser Hügel, die man früher wohl für Reste von Nebengebäuden, Stallungen u. s. w. für die Besatzung der stets nahe dabei gelegenen Türme des Limes gehalten hatte, die Erklärung dieser Hügel als „der ältesten Grenzmaße und zugleich der Fixpunkte der Standlinie“ bei der Absteckung der Grenze — das war die zweite grosse Entdeckung Jacobis, die von den Archäologen unentdeckt werden musste. Auch hier haben wieder Jacobis eigene sorgfältige Beobachtungen die „Umentdeckung“ vorbereitet; aber das Verdienst, die richtige Erklärung durch immer neue Untersuchungen allmählich durchgesetzt zu haben, gebührt darum doch wiederum vor allem Loeschcke.

Jacobi musste selbst gestehen: „In den römischen Feldmessern und den ihnen verwandten Schriften . . . finde ich nichts, was sich ohne weiteres auf unsere Anlagen am Limes anwenden liesse“; doch sucht er mit dem Verfahren der römischen Agrimensoren, wie man sich es allenfalls denken könnte, die Tatsachen, die die Untersuchung jener Hügel ergab, in einen phantasiervollen Einklang zu bringen.

Bereits im selben Jahre, in dem Jacobis eingehende Darlegung in der Westdeutschen Zeitschrift (XIV 1895 S. 152 f.) erschien, konnte Hettner in seinem Jahresbericht, gestützt auf die Beobachtungen von Loeschcke, Soldan und Anthes, die folgenden zumeist mit seinen eigenen Worten wiedergegebenen Sätze feststellen, die, zum Teil mit Jacobis Erklärung völlig unvereinbar, für jeden Unbefangenen eine andere Auffassung dieser Anlagen nahe legten:

„1) Die Begleithügelbauten gehören einer früheren Periode an als die Steintürme, da die ersteren von den letzteren mehrfach überdeckt werden

und ausserdem eine Anzahl Begleithügel bei Errichtung des Pfahls verschüttet oder zerschnitten wurden. 2) Die beiden Tatsachen, dass Steintürme mehrfach über Begleithügeln liegen und dass im Odenwald und der Rheinprovinz sich jedesmal bei einem Steinturm auch ein Begleithügel findet, lehren, dass der Steinturm den Begleithügel ablöst und dass für die Errichtung beider dieselben Gesichtspunkte massgebend waren. Hieraus folgt aber mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit, dass der Begleithügel denselben Zweck hatte wie der Steinturm. 3) So verschieden das Innere der Begleithügel gestaltet ist, in jedem Fall lässt es sich unter der Annahme, es habe hier ein Wachthaus oder ein Holzturm gestanden, erklären. Die Barackenreste, die in der Rheinprovinz . . . mehrfach gefunden worden sind, weisen auf ein einfaches Schutzhaus, die vier im Quadrat gestellten Pfostenlöcher auf ein Holzgerüst oder einen Holzturm“, wo zwischen den Pfostenlöchern Trockenmauern stehen, die oft noch einen Meter hoch erhalten, und wie die geringe Zahl der abgestürzten Steine zeigt, niemals erheblich höher gewesen sind, — wem fällt hier der Befund des Heraions von Olympia nicht ein? — da hat der Holzturm auf einem Steinfundament gestanden; wo bei dem Mauerquadrat die Ecken nicht für die Pfostenlöcher, wie das die Regel zu sein scheint, ausgespart sind, muss der Holzbau irgendwie unmittelbar auf das Steinfundament gesetzt worden sein. 4) Die Scherben in den Gräben, die das Quadrat des einstigen Turmes einzuschliessen pflegen, müssen als Kulturreste angesehen werden, weil sie verschiedenen und späteren Zeiten angehören, während sie bei der Annahme, sie hätten als Markierung gedient, durchweg frühzeitig sein müssten. 5) Der in einem Fall nachgewiesene sechseckige Bau und ein anderer durch eine Zwischenmauer geteilter sind, als gromatische Fixpunkte gefasst, unerklärlich, während der erstere in wenigstens drei sechseckigen Steintürmen, der zweite in den vielfach vorkommenden zweigeteilten Steintürmen die Parallele findet.“

Zwei grosse Perioden waren damit festgestellt: Palissade und Steinmauer am rätischen, Holztürme und Steintürme am germanischen Limes. Aber es ward weiter nachgewiesen, dass der Wall noch später errichtet worden ist, als die Steintürme, die deshalb ungleich weit von ihm entfernt sind: mehr als einmal ging man, um nicht zu nahe an die Palissade heranzukommen, soweit zurück, dass der Turm in den Wall zu stehen kam. Immer mehr verfeinert wurden die chronologischen Beobachtungen. Fabricius zuerst hat an einem und demselben Holzturm zwei Perioden nachgewiesen. Es war ein Genuss, ihn in der meisterhaft geleiteten Ausgrabung bei Holzhausen auf der Haide den Tatbestand, der die Zerstörung und Erneuerung des Holzturmes bewies, darlegen zu hören und zu sehen. Danach mehrten sich derartige Beobachtungen.

In Oberhessen zuerst wurde durch Soldan eine ältere Linie nachgewiesen, bestehend aus einer fortlaufenden Grenzsperrre mit Holztürmen, neben denen hie und da Baracken lagen. Die Grenzsperrre besteht aus einem flachen Gräbchen, in dem in Abständen von einem passus (1,48) oder einem gradus (0,74) Pfosten standen, die wahrscheinlich durch Flechtwerk mit ein-

ander verbunden waren. Die Wachtstationen dieser älteren Linie „sind ohne Ausnahme so angelegt, dass das Vorterrain auf mindestens einige hundert Meter von den Türmen aus überblickt werden konnte und nach rückwärts eine Signalverbindung mit den Kastellen der Wetterau möglich war. In dieser Hinsicht war die ältere Linie weit besser traciert als die jüngere. Noch früher aber als jene ältere Linie scheint eine Reihe dahinter gelegener Erdkastele angelegt zu sein.“

Die nachgewiesenen Stücke der älteren Linie stellen sich auch jetzt noch auf den ersten Blick als zusammenhanglose Bruchstücke dar, während der Lauf der jüngeren Limeslinie sich mehr und mehr in lückenloser Vollständigkeit übersehen lässt. Aber Fabricius hat sehr einleuchtend hervorgehoben, dass, wenn man annimmt, dass überall da wo der jüngere Limes nicht geradlinig mit mehr oder minder grosser Rücksichtslosigkeit gegen das Terrain geführt, sondern in vielfach gebrochenem Lauf den Bodenverhältnissen angepasst ist, die jüngere Linie eben mit der älteren zusammenfällt, sich diese Strecken mit den nachgewiesenen der älteren Linie zu einem Ganzen zusammenschliessen.

Derselbe Forscher schildert in seinem letzten Jahresbericht die Entstehung der verschiedenen Anlagen folgendermassen:

„Nachdem der Lauf der zukünftigen Reichsgrenze im allgemeinen bestimmt und die praesidia der Truppen hinreichend weit vorgeschoben worden war, begann man damit, in der für den Limes in Aussicht genommenen Trace kleine Verschanzungen anzulegen, die den mit der Ausführung des Limesbaues beauftragten Mannschaften wohl nur als Aufbewahrungsstätten für Arbeitsgerät und grösseres Gepäck dienten. Alsdann wurde mit dem „Öffnen des Grenzstreifens“ — „aperit limites“ heisst es in einer vielbesprochenen Vellejusstelle, „scindit limitem a Tiberio coeptum“, sagt Tacitus von Germanicus — „dem Aushauen der Wälder und der Auswahl der Standorte für die Wachtstationen begonnen. Dass die Grenze dabei nach sorgfältiger Vermessung genau abgesteckt und terminiert worden sei, ist mindestens zweifelhaft. Denn die älteren Linien sind nicht künstlich traciert, sondern der Gestaltung des Terrains wie Naturwege angepasst, sie knicken und biegen sich fortwährend, auch an Stellen, wo gradlinige Führung von Turm zu Turm oder über eine Reihe von Türmen hinaus ebensogut möglich gewesen wäre, wenn man sich nur die Mühe genommen hätte, die betreffenden Strecken abzustecken.“

„Die ersten für die Dauer bestimmten Bauwerke waren die Holztürme, die der Bewachung dienen sollten und für die Unterkunft der vermutlich sich oft ablösenden Wachtposten bestimmt waren. Gleichzeitig damit wird die Errichtung der regelrechten Erdkastele mit den Dienstgebäuden und Einrichtungen für den dauernden Aufenthalt der Mannschaften, denen der Grenzschutz übertragen war, erfolgt sein.“

Diese Holztürme wurden im Taunus und in der Wetterau einmal durch Feuer zerstört und bald danach grösser und stärker erneuert. Eine fort-

laufende Grenzsperrre scheint anfangs nicht oder nicht durchweg bestanden zu haben, „denn die Spuren von Verzäunungen gewöhnlicher vineae sind bis jetzt nur in der Wetterau gefunden worden, hier allerdings überall im Abstand von 30 m vor der Front der Türme.“

„Die grossen Palissaden sind sicher im allgemeinen beträchtlich jünger als die Holztürme. Im östlichen Taunus wurden sie frühestens gleichzeitig mit den Steintürmen angelegt.“ Wall und Graben und am rätischen Limes die Mauer stammen aus noch späterer Zeit.

Zwanglos lassen sich die wenigen litterarisch überlieferten Daten mit dieser aus den Funden allein gewonnenen Geschichte vereinigen. Angelegt ward der Limes zuerst von Domitian nach dem Chattenkrieg des Jahres 83, den die literarische Überlieferung mit Unrecht als ein ruhm- und erfolgloses Unternehmen hinstellt. Die Niederbrennung der Holztürme geschah im Winter 88/89 während der Erhebung des Antonius Saturninus, als nur das Schmelzen des Eises auf dem Rhein die Chatten verhinderte, auf dem linken Ufer zu erscheinen. Die grosse Palissade ist von Hadrian angelegt.

Gern würde ich Ihnen im Anschluss an Fabricius' aus dem Vollen geschöpften Vortrag „über die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland“, der auf der Philologenversammlung des vorigen Jahres gehalten worden ist, ein vollständiges Bild der Geschichte des Limes geben. Aber der Inhalt dieses Vortrages lässt sich nicht so zusammendrängen, dass er den Rahmen des meinigen nicht sprengen würde.

Wie gross der hier zum ersten Mal zusammengefasste historische Gewinn der Limesarbeiten war, geht schon daraus hervor, dass der Limes, von dem bis dahin allein die Rede zu sein pflegte, die rätische Mauer und der germanische Wall und Graben, hier nur mit wenigen Worten erwähnt wird. Beider Entstehung wird vermutungsweise, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit, in die Zeit Caracallas gesetzt, nach dem grossen Angriff der vereinigten Chatten und Alemannen im Jahre 213. Zwanzig Jahre später etwa fegte ein neuer Sturm über diese Grenzsperrre, die auch in der neuen Gestalt eine eigentliche Befestigung nicht war, hinweg, und kein zuverlässiges Zeugnis der Existenz des Limes führt über die Zeit des Gallien, etwa das Jahr 260, hinaus.

Die weit längere Vorgeschichte dieses Limes haben uns erst die Ausgrabungen erschlossen: der in die Tiefe, bis zum gewachsenen Boden dringende Spaten, die sorgfältige Beobachtung verkohlter und vermodeter Holzreste, die vergleichende Betrachtung unscheinbarer Topfscherben. Diese in Olympia und Troja zuerst geübten Methoden haben hier am Limes ihre feinste Ausbildung erfahren. Stark war der Eindruck, den auf einen alten Ausgrabungsarchäologen wie Alexander Conze die Feinheit dieser Untersuchungen machte, als er im Jahre 1893 zum ersten Mal sie kennen lernte; er hat von diesem Eindruck damals in einer Sitzung der Archäologischen Gesellschaft in Berlin lebhaftes Zeugnis abgelegt.

Von den ältesten Limesanlagen mussten die Forscher unmittelbar zu den noch älteren Römerresten am Taunus geleitet werden, die bezeugten, dass hier Rom den rechtsrheinischen Besitz der augusteischen Zeit nicht so vollständig wie am Niederrhein aufgegeben hatte. „Die Funde in der bürgerlichen Niederlassung zu Wiesbaden, von Höchst und von Hofheim beweisen, dass die julisch-claudische Zeit hindurch und auch nach den Wirren des Dreikaiserjahres das Gebiet am Südabhang des Taunus bis zum Main und aufwärts bis zur Mündung der Nidda von den Römern festgehalten worden ist.“

Hier ist die letzte Aufgabe die: das Bild der Anlagen der Augusteischen Zeit möglichst von der Hülle zu befreien, die spätere Jahrhunderte darüber geworfen haben. Von dieser schwierigen Arbeit musste der Blick der Forscher sich bald nach der Gegend richten, in der man hoffen durfte, Anlagen Augusteischer Zeit unberührt, in ihrer ursprünglichen Gestalt zu finden, nach dem anderen Einfallstor, durch das die Heere des Drusus, Tiberius und Germanicus in Deutschland eingedrungen sind, ins Lippetal. Deshalb wurde die durch Schüchhardt erfolgreich begonnene Unternehmung unserer Altertumskommission im Kreise der Limesforscher mit so lebhafter Teilnahme begrüsst und drei von ihnen haben uns ja bisher ihre dankenswerte Hilfe geliehen, und werden sie hoffentlich auch in Zukunft nicht versagen. Am Limes geschult sind auch die beiden trefflichen Vorarbeiter, deren Beistand wir noch nicht sobald entbehren möchten.

Aber auch abgesehen von dieser persönlichen Unterstützung darf nicht vergessen werden, wie sehr unsere Arbeit in Haltern der Limesforschung zu Dank verpflichtet ist, und nicht am wenigsten erweist der Einblick, den die Ausgrabungsberichte vom Limes so rückhaltlos in die Arbeit selbst, mit ihren Fortschritten aber auch mit ihren Irrtümern, gewähren, sich bei verwandten Aufgaben lehrreich und förderlich. Fabricius hat die Befürchtung ausgesprochen, dass der Eindruck, den die Veröffentlichungen der Limeskommission auf den Fernerstehenden machen, wohl kaum für die Sache durchaus günstig sei — eben wegen jenes Blickes in die Untersuchung selbst, bei der sich manches im Verlauf wesentlich anders gestaltet habe, als man anfangs glaubte. Niemand aber wird weniger versucht sein, deshalb ein ungünstiges Urteil zu fällen, als der, welcher sich der gleichen Gefahr ausgesetzt sieht.

Und wenn auch die Erfahrungen der Limesarbeit uns manchmal auf den rechten Weg weisen, vor manchem Irrtum bewahren mögen, so bleibt doch die Aufgabe noch schwer genug.

Sie mag vielleicht leichter scheinen, als die am Limes, weil das Bild, das hier gewonnen werden soll, eher ein einheitliches sein dürfte; sie ist aber andererseits darum schwerer, weil der zeitliche Unterschied, der dennoch sich finden kann und tatsächlich gefunden hat, hier so gering ist, dass die Scheidung verschiedener Schichten besonders schwierig sein muss, dass für

das Auseinanderhalten aufeinander folgender und einander ablösender Anlagen auch „das Füllhorn archäologischer Weisheit“ — um mit Schliemann zu reden — die Topfscherben versagen. Vor allen Dingen aber ist unsere Aufgabe deshalb sehr viel verantwortungsvoller, weil wir hier ein einstweilen wenigstens einziges, immerhin beschränktes Objekt vor uns haben, das bei seiner Eigenart mit der gründlichen Untersuchung, zum Teil wenigstens, auch gründlich zerstört wird, während die Hunderte von Kilometern der bei aller Verschiedenheit im Wesentlichen doch gleichartigen Anlagen des Limes, die über hundert Kastelle, die über tausend Wachttürme ein Untersuchungsobjekt von ungewöhnlich zäher Lebenskraft waren, für das auch viel mehr Irrtümer, als die Limes-Archäologen sie begangen haben mögen, nicht so leicht verhängnisvoll werden konnten.

Das Gefühl dieser Verantwortung, etwas zu erleichtern ist für mich persönlich der Zweck der angestellten Betrachtung: wir sehen doch, dass wir nicht ganz auf uns allein gestellt sind, dass die Erfahrungen früherer Unternehmungen uns zu gute kommen.

Auf jeden Fall aber dürfen wir das Bewusstsein haben, dass unsere Kommission zu keiner günstigeren Zeit die schwierige Aufgabe hätte in Angriff nehmen können. Viel später würden wir schwerlich die ersten gewesen sein auf dem Annaberg; denn die Limesforschung war auf dem Punkte angelangt, wo sie nach der Lippe übergreifen musste, viel früher hätten wir wohl erheblich mehr Lehrgeld zahlen müssen, das nun andere für uns gezahlt haben; es wäre uns weder von Hannover noch vom Rhein so wirksame Hilfe gekommen. Zu keiner anderen Zeit aber — weder früher noch später — hätten unserem Verein die reichen Mittel des Archäologischen Instituts so zur Verfügung gestanden, wie es bisher war und hoffentlich bleiben wird — damit wir uns nicht überheben im Hinblick auf das Geleistete, ist es gut, sich ins Bewusstsein zu rufen, dass wohl noch niemals ein lokaler Verein mit so reichen Mitteln ausgestattet worden ist. Ich weiss nicht, ob die treibende Kraft des Vorsitzenden unserer Kommission auch zu den günstigen Umständen gerechnet werden darf, da sie vielleicht vielmehr die Vorbedingung unseres Vorgehens gewesen ist. Wo aber so viele glückliche Umstände zusammentreffen, da mögen dann die zur Ausführung Berufenen, auch wenn sie sich selbst nicht besonders dazu berufen scheinen, sich getrösten, dass der liebe Gott wohl das Ausgraben auch für ein Amt hält, zu dem er den Verstand zu geben hat.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst](#)

Jahr/Year: 1901-1902

Band/Volume: [30_1901-1902](#)

Autor(en)/Author(s): Koepf Friedrich

Artikel/Article: [Ausgrabungen Olympia - Troia - Limes - Haltern. 138-155](#)